



Freitag, am 9. Februar 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hen.)

Das Märchen von Töltchen.

(Fortsetzung.)

Abendroth erwachte. Donner rollte über ihn hin, und Blitze bekreuzten den dunkeln Wolkenhimmel.

Langsam richtete er sich auf, blickte umher, rieb die Augen, blickte wieder umher, und schüttelte den Kopf:

„Was war das! was sah, was hörte ich? Welche Worte las ich!“ sprach er. „Ein Traumbild umgaukelte mich, aber welch ein seltsames! So träumte ich noch nie! Sonderbar! Wer mögte aber Werth auf Träume legen, es sind ja nur dunkle, regellose Bilder des nicht ganz ruhenden Geistes im Menschen: aber, wunderbar wirkt dieser Traum auf mein Gemüth.“

Langsam ging er einige Male auf und ab im Garten, tief in Gedanken verloren. Dann stand er still und sprach: „Ich kann mich nicht von dem Gedanken trennen, daß dieser Traum mir ein Wink zu meiner Rettung seyn soll.“ Nochmals ging er langsamer auf und ab, sinnend fort und fort über die räthselhafte Erscheinung, und überlegend, was er thun solle? Endlich war der Beschluß gefaßt.

„Morgen,“ sprach er, „gehe ich nach Wesenstein. Kein Mittel zu meiner Rettung bleibe unversucht, und böte es mir auch ein Traum dar.“

Froh und leicht fühlte er sich nach diesem Entschluß, und als ihm Martha entgegen trat, umarmte er sie mit heiterster Miene und mit solcher Innigkeit, daß diese verwundernd ihn anblickte, und sprach:

„Was ist Dir? So fröhlich sah' ich Dich lange nicht.“

„Martha, morgen gehe ich nach Wesenstein. Dort strahlt mir ein Hoffnungsschimmer, und das stimmt mich froh. Vielleicht enden unsre Leiden. Mehr sage ich Dir aber jetzt nicht.“

Martha wußte nicht, ob sie sich freuen sollte oder nicht? Kopfschüttelnd sah sie dem Manne nach, dessen freudig aufgeregter Zustand ihr mißfiel, dessen geheimnißvolle Worte ihr gar zu seltsam erschienen, da Abendroth nie ein Geheimniß vor ihr hatte, Alles, das Gute wie das Böse, sie immer gemeinsam trugen. Gedankenvoll ging sie an ihre Arbeit, und legte sich, nicht ohne einen Anflug von Ungewißheit, an die Seite ihres Gatten.

Raum graute der Morgen, da sprang dieser auf vom Lager, betete zu Gott, segnete die um ihn schlummern- den Kinder, küßte sein Weib, nahm den Wanderstab und ging.

Sechs Stunden hatte er bis zum Wesenstein. Sie schwanden unter seinen Füßen; denn Erwartung und Hoffnung beslügelten seine Schritte. Umher schweifte seine Phantasie, und malte ihm lachende Bilder einer glücklichen Zukunft. Denn, wenn er auch mehr geneigt war zu glauben: sein Gang sey vergebens, so scheuchte er sie doch auch nicht hinweg, jene rosigen Phantasmen, die ihm eine heitere Stimmung bereiteten, ihm körperliche Stärkung verliehen.

Hoch stand die Sonne am heitern Himmelsbogen, als Abendroth dem Ziele seines Weges nähete. Aus der Tiefe des Thales ragte die Spitze des hohen Thurmes von Wesenstein herauf. Je näher, desto mehr schob er

sich selbst heraus der steinerne Riese, und bald auch die um ihn herum lagernden Burggebäude. Jetzt blickte Abendroth ganz in des Thales Kessel, wo die kleinen Häuser sich um die Burg sammeln, wie die Küchlein um die Henne; wo die rothe Müglis rauschte am Fuße der bewaldeten Höhen, und die hohe Brücke sich über sie wölbte. Von bangen und zugleich freudigen Gefühlen ergriffen stand er, auf seinen Wanderstab gestützt, und schaute hinab in das kleine liebe Thal.

„Ach!“ sprach er, „wie schön ist Gottes Erde, wie schön ist dieses Thal! Könnte ich mich nur so recht innig bei seinem Anblicke erfreuen, aber das will nicht gehen. Ich fühle eine Beklommenheit, eine Aengstlichkeit, die mich wehmüthig, unruhig macht. Doch fasse Muth! Ich wage frisch den Gang, ich muß diese peinigende Ungewißheit lösen.“

Den Berg hinab stieg er in das Thal, ging bei einigen Häusern vorüber und nach der Brücke. Jetzt stand er drauf, und dicht unter der Burg. Er bog sich über die Brustwand der ersten und sah, wie in dunkelrothen Bogen das Wasser drunter durchrauschte. Er blickte aufwärts am hohen Schlosse hinan, das auf mächtigen hoch aufgemauerten Strebepfeilern ruhte und seines Thurmes Spitze in die Wolken streckte. Da sah er Fenster an Fenster, die blickten alle im Sonnenlicht, und da wurde ihm so seltsam, so weh. Umher spielten Kinder, und ganz nahe klapperte eine Mühle. Auch an den hohen Bergeswänden, die mit schönen Eichen und Buchen prangten, weilte sein Blick trunken. Laue Winde säuselten und spielten mit den Zweigen, und wiegten alle die Vögelein, die darauf sitzend so fröhlich ihr Liedchen zwitscherten und Gott priesen. Alles um ihn her war so fröhlich, freute sich des Daseyns, die Vögelein und die Kinder und die ganze Natur, nur er war es nicht, nur er mußte seufzen.

Auf einen Stein unterm schattenden Baum setzte er sich, nahm ein Stück Brod aus der Tasche, und verzehrte es. Das war sein Mittagmahl. Und wie das geschehen, faltete er die Hände, und wiederholte die letzten ihm erschienenen Worte:

An der Burg zum Wefenstein
Löst sich deine Noth und Pein.

„Nun,“ sprach er, „hier sitze ich am Fuße der Burg. Hier soll mir Hilfe werden. Wird sie mir werden? woher wird sie kommen? Von den Burgeszinnen, von den Bergeshöhen, aus des Thales Tiefe?“

Da ging ein Mann über die Brücke. Forschend schaute er ihn an, ob es der Glücksbote sey; aber der ging vorüber, sah ihn nicht einmal an. Da kam wieder ei-

ner, sah ihn auch nicht an. Bald kam ein dritter, der blickte doch auf ihn, und sprach: „Glück zu, Landsmann!“ ging aber. Das freute den Bekümmerten. Es waren doch gute und freundliche Worte.

Lange dauerte es, ehe wieder einer über die Brücke ging. Nur die Mühle klapperte, sonst war es überall still. Aber Jeden, der vorüberging, hielt er für seinen Glücksboten, sah forschend ihm ins Gesicht, ob er nicht frohe Kunde brächte; doch Jeder ging stumm vorüber, dankte kaum, so freundlich auch Abendroth grüßte, so verlangend er Jeden anblickte.

Peinlich und langsam verging so eine Stunde nach der andern. Schon trat des Berges Schatten tief und tiefer in das Thal herein und mit ihm senkte sich tief und tiefer in sein bekümmertes Gemüth Gram und Trübsinn. Thränen preßten sich aus seinem Auge, und feuchteten das letzte Stück Brod, das er jetzt verzehrte. Und als die Sonne zum Untergang sich neigte, die Schatten immer länger sich dehnten, in der Tiefe des Thales schon Dämmerung lag, da war es ihm, als schwände der Hoffnung letzter Strahl. Er weinte bitterlich, und reger ward in seinem zerrütteten Gemüth der Gedanke: daß wohl die unter ihm hinrauschenden Fluthen es seyn möchten, in denen er Ruhe und das Ende seiner Leiden finden solle. Er stand auf, trat an die Brüstung der Brücke, und starrte in die Wellen. Nichts mehr sah er, was um ihn vorging, denn reger ward jener grausige Gedanke. Ein Kampf zwischen Leben und Tod entstand in seiner Seele. Immer mehr neigte er sich hin, dem dunkeln Winke der nächtlichen Erscheinung zu folgen. Doch, wenn er sich fast entschlossen fühlte, so riß die Hülle, die seinen Geist beflorte, und der Gedanke an Weib und Kinder zog ihn wieder mächtig ins Leben zurück.

(Fortsetzung folgt.)

M u h l z.

V o n V i c t o r L e n z.

I.

Verstand und Geld.

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menschen, in solche, die Verstand haben und in solche, die keinen haben, oder: in solche, die Geld haben und in solche, die keins haben.

Im Anfang waren das Wort, die Kraft, der Geist es, welche regierten, später kamen die Metalle und machten sich sowohl das Wort, als die Kraft und den Geist der Menschen zinsbar. Dieß war eine neue, aber fatale Aera der Zeit.

Verstand regierte ehemals, Geld jetzt die Welt. Wer Geld hat, hat alle guten und bösen Eigenschaften; er kann den Himmel beschwören lassen, der Erde und dem Meer befehlen und sich so oft er will, zum Helden krönen, zum Weisen singen, zum Heiligen kanonisiren lassen — er kann Alles, was einem Menschen möglich ist und Niemand nicht beherrschen, als den Tod.

Der Tod ist der einzige unbestechliche Bewohner des Weltalls.

Geld ist das Behikel aller Ereignisse, das Triebrad in der Staatsmaschine, nicht der Dampf, nicht die Luft, nicht das Feuer und nicht das Wasser, die von Pol zu Pole uns gähren und kochen, weil Geld sie exploirt.

Geld ist das „Perpetuum mobile“ in der großen Uhr des Saturns und der Zeiger auf der Kleinern der Erde. Geld ist der Weltgeist, der sechste der fünf Sinne, das fünfte der vier Elemente, mit einem Wort:

Die große unbekannte Kraft,
Die Alles wirkt und Alles schafft,
Die, wenn sie redet, schweigt,
Und im Geheim sich fürchtbar zeigt.

Als der griechische Philosoph sagte: „Gebt mir, wo ich stehen kann, so hebe ich die Welt aus ihren Angeln,“ kannte er noch nicht den größten mechanischen Hebel, den nervus rerum gerendarum nicht, er hätte sonst gesagt: „Gebt mir Geld, so hebe ich die Welt aus ihren Angeln.“

Mit Geld bin ich ein Ehrenmann, so ein Schuft ich auch seyn mag, mit Geld bin ich ein Fürst (der selawischer Seelen), ein absoluter Herrscher, ein abscheulicher Tyrann.

Mit Geld bin ich ein Genie, so ein großer Dummkopf ich auch seyn mag, denn alle Genies bedürfen ja Geld und cediren mir nothgedrungen ihren Ruhm und ihre Ideen.

Geld macht mich schön, geistreich, tugendhaft, unbeflegbar. Ich erscheine damit vor den Königen der Erde, vor den irdischen Götzen, und mache sie zu meinen Schuldnern und Creaturen.

Und die Weiber? Ihnen bin ich mit dem edlen Metall ein unwiderstehlicher Amoroso und wenn ich wie Satan selbst mit einer Pferdepfote, mit Ziegenschweif und Hörnern erschien. Mit Geld wird ihnen eine Musmengestalt liebenswürdig.

Nicht der Mannheit bedarf es, wie Schiller sagt, um sich bei den Frauen geltend zu machen und zu imponiren. Adonis und Cäsar bin ich als siecher Hypochon-

der, fehlt nur die Börse des Plutus nicht, die die lahmen Füße beflügelt. Mit ihr sing' ich, parodirend den großen Dichter:

Ich habe Geld, mit diesem Wort
Begegn' ich ihr alleine,
Zieh' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpigt ich erscheine.

Nein, das Geld ist keine Chimäre, wie Scribe behauptet, es ist kein Schatz des Thoren, wie Pope meint, oder ein Erbtheil der Unvernünftigen, nach Voltaire's Candide; das Geld ist nach Gesetz und Sitten die Vernunft selbst, die Vernunft, die allein gesucht und nirgends in hinreichender Quantität gefunden wird.

Was würden wohl die meisten Menschen besitzen, wenn sie kein Geld besäßen? Sie würden, da sie nicht Herz, nicht Geist, nicht Religion, nicht Politik und nicht einmal das Leben kennen, ärmer als Hiob, elender als ein Bettler seyn.

Das Geld hält auf der Welt ein revolutionäres Gleichgewicht zwischen Dummheit und Klugheit, zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Thätigkeit und Faulheit, zwischen Tugend und Laster. Es ist der Schlüssel zu Allem, das adoptirte Normalmaaß der Gesellschaft, wie der Individuen.

Die neuern Denker haben sehr Unrecht, wenn sie behaupten, der Verstand habe sich auf unserem Globus vermindert und die eigentliche Weisheitslampe sey ausgegangen im Vergleich zu den Alten. Sie sollten nur die Sache erst recht genau besehn, so würden sie finden, daß die Weisheit bloß einen Körper und ein Kleid angenommen hat.

Die Alten wollten Verstand, wir wollen Geld haben. Das ist der ganze Unterschied. Verstand ist ein eingebildeter Werth, Geld ein wirklicher.

Es läßt sich annehmen, daß der ursprüngliche Verstand als rohes Metall in unserer Zeit gemünzt und über den ganzen Erdball verbreitet worden.

Aber darum findet sich dessen auch so wenig mehr auf einem Haufen, des Geldes aber desto mehr.

(Fortsetzung folgt.)

S p r ü c h e.

Von Ludwig Gottfried Neumann.

Nur wenn die Sonne durch die Wolken bricht,
Gewahrt man den Schatten und das Licht,
Erst dann, o Sänger, ein Gedicht.

Nimm die Menschen wie Gott sie gemacht,
Nicht wie Du sie kindisch Dir ausgedacht.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Wien.

(Fortsetzung.)

Nächst Ull. Clara Wieck erwarb sich ein anderes Kunsttalent die rühmlichste Anerkennung: Herr Henry Blagrove, Kammervirtuos der Königin von England, gewiß einer der vorzüglichsten Violinisten, welche es jezt geben dürfte. Kaum kann man die staunenswürdigste Kühnheit und Bravour mit solcher Seele, Eleganz, Delicatesse und Schönheit des Tones vereinigt finden wie bei ihm. Und somit sey das, gewöhnlich etwas langweilige, Kapitel über die Concerte geschlossen.

Das Hofburgtheater brachte seit meinem letzten Briefe manches anziehende Neue, und wie sehr überhaupt dieses gefeierte Institut, nebst seinem qualitativen Werthe, sich auch durch die Anzahl der Novitäten auszeichnet, geht aus der von Dr. Meynert in der Theaterzeitung mitgetheilten „Thätigkeit des Hofburgtheaters im Jahre 1837“ am Ueberzeugendsten hervor. Nach dieser Uebersicht sind siebenzehn neue Stücke gegeben, acht neue in Scene gesetzt worden, und sechzehn Gäste haben sich in zwei und neunzig Gastrollen versucht! Herr Paison hat sein Gastspiel nicht unter den glänzendsten Resultaten beendigt. Als Don Carlos gefiel er nicht und auch in den beiden Lustspielrollen als Griffort in „eine Hütte und sein Herz“ und als Abendstern in „nach Sonnenuntergang“ sprach er wenig an. Seine beste Leistung war die des Rudolph im „Landwirth“. Ein anderer Gast von ungleich größerem Rufe und Verdienste war Herr Marr, der als Schewa, König Philipp II., Amtsrath Poll in „das Blatt hat sich gewendet“, Mephistopheles in Scenen aus Goethe's „Faust“, Baron Scarabäus in „die unterbrochene Whispartie“, Chylock, Müller in „Liebes-Protokoll“, von Staar in „die Vertraute“ und Kocke in „Parteiwuth“ auftrat und, wenn nicht glänzenden, doch ehrenvollen Erfolg hatte. Sein Beruf als Charakterdarsteller ist entschieden; nur sucht er es bisweilen zu sehr in absichtlichen Nuanciren und gewissen Minauberien, ein Vorwurf, der besonders seinen Mephistopheles trifft. Unter seinen komischen Rollen war die des Banquiers Müller in dem genannten Stücke die beste; die des Amtsrath Poll und einige andere sahen etwas chagirt aus. Ull. Löwe machte drei theatralische Versuche, als Grifeldis, Kathinka im „Mädchen von Marienburg“ und Julie in „Romeo und Julie“. Von diesen entsprach nur die zweite Rolle ihrer jugendlichen Individualität; die beiden andern bewiesen wohl ein glückliches Combiniren nach fremden Mustern, aber durchaus nicht die nöthige innere Inspiration und selbstständige schöpferische Kraft.

Von Novitäten sahen wir „des Stranders Tochter“, Schauspiel nach Sheridan Knowles, von F. Treitschke, ein wirksames Stück, jedoch ohne höhere Ansprüche wie wacker auch der Bearbeiter den Dialog gehalten hat. Herr Löwe als Norris und Mad. Kettich als Maria waren im Besitze der Hauptrollen und würdige Repräsentanten derselben. Eine andere Neuigkeit war: „die homöopathische Cur“, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert, ein ziemlich schwaches Produkt, das weder seinen Titel wahr macht, noch psychologische Wahrheiten enthält und nicht selten an's

Undelicate streift. Ull. Müller bewies, in der Rolle der Baronin Ettiensflam, wie sie selbst einer an sich unerheblichen Aufgabe Originalität und Leben zu verleihen weiß; denn sie gab diese vom Dichter nach sehr gewöhnlichen Formen gezeichnete Kofette mit einer Feinheit und Grazie, beherrschte die unangenehmen, fast verlegenden Situationen, in welche die Dame gebracht wird, durch einen Takt und, um mich so auszudrücken, durch eine conversationelle Hoheit, daß lediglich sie das Stück rettete, und ihm eine dramatische Form gab. Dieses geniale Beleben todter Aufgaben hatte Ull. Müller kurz vorher in einem sehr mittelmäßigen Lustspiele: „die Großtante“ vom Freiherrn von Braun nicht eben mit großer Virtuosität dem Französischen entlehnt, bewiesen; ihre unerreichbare Darstellung der Präsidentin von Samoriniere gründete den günstigen Erfolg des Stückes.

Neu in die Scene gesetzt erschien Schillers „Fiesco“. Die Besetzung war sehr umsichtig und mit zweckmäßigster Benützung der Personalkräfte des Instituts bewerkstelligt worden, und das Meisterstück erregte in dieser Darstellung Enthusiasmus. Besonders sind Herr Löwe als Fiesco und Herr Anschütz als Berrina auszuzeichnen. Die nächsten Novitäten werden seyn: „Rubens in Madrid“ von Charlotte Birch-Pfeiffer, „die Zurücksetzung“ Lustspiel von Töpfer, und „Wehe dem, der lügt!“ Lustspiel (!) von Grillparzer. Man ist sehr gespannt, wie der edle Sänger des Ernsten und Tragisch-Erhabenen sich auf dem bisher noch nicht von ihm betretenen Felde des Heitern bewegen wird. „Macbeth“ wird nun in Scene gesetzt werden. Mad. Paizinger soll, wie ich höre, Gastrollen geben.

Im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore haben die französischen Künstler nunmehr ihre Vorstellungen beendigt. Sie haben im Allgemeinen viel Beifall geerntet und gute Häuser gemacht. Vorzugsweise war es das Gebiet des Lustspiels, auf welchem man sie verdientermaßen auszeichnete. Nicht ganz so glücklich waren sie im ernsten Schauspiel, wo man ihnen nicht mit Unrecht bisweilen grelle Unnatur vorwarf. Doch gelang auch in diesem Genre Manches auf nicht gewöhnliche Weise, wie z. B. „Elle est folle“ etc. Mad. Pirscher hat weniger Gastvorstellungen gegeben, als man erwartete. Sie gefiel, namentlich als Fidelio, ohne jedoch Sensation zu erregen. Neu war Donizetti's „Liebestrank“, welche Oper zur Einnahme der Ull. Luger zum ersten Male deutsch — die Italiener brachten sie schon vor zwei Jahren — gegeben wurde; das etwas oberflächlich gearbeitete Werk sprach durch den Fleiß und die Präcision der Darstellenden so ziemlich an. Ull. Luger, als Udina, und Herr Schmezer, als Remorino, machten Furore; nächst ihnen glänzte Herr Schober, Belicora, und Herr Staudigl, Dulcamara. Eine andere Neuigkeit war Kreuzers Oper: „Der Gang zum Eisenhammer“. Zwar machte sie bei weitem kein solches Glück wie „das Nachtlager von Granada“, aber in den Wiederholungen lernte man den Melodienreichtum, die Schönheit und Lieblichkeit der Motive und die edle Correctheit dieses Tonwerks immer mehr schätzen. Die Oper würde noch weit mehr nach Verdienst gewürdigt werden, wäre nicht der Text abgenutzt, dürftig und unmusikalisches. Die Ull. Luger und Mayer, die Herren Staudigl, Wild, Schober und Just gaben der Führung ihr volles Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Ich habe die Bearbeitung des französischen Luststücks: „Le Père d'une Debutante“, das auch neuerlich in Berlin mit dem größten Beifalle aufgeführt worden, unter dem Titel:

„Das erste Debüt“, Lustspiel in 5 Aufzügen, vollendet, und geehrte Bühnen-Direktionen können Abschriften davon erhalten.

Dresden, am 26. Januar 1838.

Theodor Hell.